

Wir Menschen.

Wenn in Zeiten, die man so gern die finstern nennt, hochgemute, tapfere Krieger in hartem Strauß sich Schild und Leib zerhauen hatten und kampfesmüde die Schwerter senkten, da suchten und fanden sich leicht die Hände, die eben noch die Waffen gegeneinander geschwungen. Im Kampfe hatten sie die Achtung voreinander bewahrt, vielleicht noch vermehrt, und so kostete es sie keine Überwindung, es war vielmehr für sie Bedürfnis, sich nach dem Waffengang die Hand zu schütteln, sich gegenseitig die Wunden zu verbinden und schließlich als Freunde voneinander zu scheiden. Nach dem Riesenkampfe unserer Tage, dem größten und erbittertesten, welchen die Menschheit gesehen, wird es schwer sein, mit den Waffen auch den Groll und Ingrimm abzulegen, die geballte Faust auszustrecken zum aufrichtigen Handschlag. Zu unübersehbar ist der Schaden, zu bitter das Leid und Weh, das er gebracht, zu grimmig der Haß, den er entfacht, ein Haß, der noch während des Krieges an die Zeit nach dem Kriege dachte und auch den kommenden Frieden im voraus zu vergiften trachtete.

Und doch muß dieser berghohe Haß abgetragen werden, soll es einen wahren Frieden geben. Was nützt es, die Waffen niederzulegen, Verträge zu schließen, einen Völkerbund und ein höchstes Schiedsgericht anzustreben, wenn Haß und Groll in den Herzen bleibt?

Da tut es also doppelt und dreifach not, daß alle wahren Menschenfreunde vortreten, alle jene, welche ihr Vaterland treu und innig lieben, dabei aber zugleich weitherzig und freisinnig genug sind, um über die eigenen Grenzpfähle hinausschauen zu können, ihre Blicke höher zu heben bis zu den Sternen und darüber. Es tut bitter not, daß solche starke Geister allen Einfluß aufwenden, damit in der großen Völkerfamilie Eintracht, gegenseitige Achtung und Liebe allmählich wiederkehren. Wir müssen die Blicke losreißen von dem, was uns trennt und unterscheidet, von den engbegrenzten Interessen einzelner Länder und Länderstriche; wir müssen wieder hinschauen auf das, was uns allen gemeinsam ist, müssen wieder verstehen lernen, daß wir in letzter Linie alle Menschen sind, aufeinander

angewiesen und voneinander abhängig, Menschen, die zusammen ein organisches Ganze darstellen und zum Zusammenschluß bestimmt sind. Kurz, wir müssen wieder erfassen und mit ganzem Herzen aussprechen, was in den zwei Wörtlein liegt: Wir Menschen!

* * *

Gleich einem ungeheuern Luftballon fliegt unsere Erde mit der rasenden Geschwindigkeit von 29,8 km in der Sekunde um die Sonne und mit dieser zusammen 19,9 km in der Sekunde durch den Weltraum; rund 12740 km beträgt der Durchmesser und 1082841300000 cbkm der Inhalt dieser Riesenkugel. Nach einer wohlbegründeten Ansicht schließt die verhältnismäßig sehr dünne Erdkruste als feste Hülle eine teils flüssige teils gasförmige Masse ein. So wird die Vorstellung eines gewaltigen Luftballons nur noch deutlicher. Jedenfalls ist die mächtige Kugel das Fahrzeug, auf welchem rund zwei Milliarden denkende Wesen in tausendem Flüge durch das Weltall getragen werden. Mögen nun diese Fahrgäste noch so verschieden sein an Farbe und Gestalt und Bildung, in dem einen kommen sie sicher überein: sie sind vereint auf demselben Gefährte, sind Reisegefährten, Fahrtgesellen.

Im Zeitalter der Eisenbahnen mit ihrem beständigen Wechsel der Fahrgäste ist freilich das Band, welches eine gemeinsame Reise um mehrere schlingt, sehr locker, der Begriff Reisegefährte sehr verblaßt. Wer jedoch das Glück hatte, mit einigen wenigen im engen Korbe eines Luftballons sich hoch über allem Erdenstaub in Licht und Himmelsblau zu wiegen oder unter funkelndem Sternenhimmel im heiligen, ernsten Schweigen der Nacht dahinzuschweben, der wird sich fürs Leben eng mit seinen Korbgenossen verbunden fühlen. Nun sind wir Erdenfahrer zwar nicht zusammengedrängt in engem Korbe, sondern über die weite Erdoberfläche zerstreut. Indes, wenn wir den Blick erheben und von unserem Erdball hinausschauen zu den ungezählten fernen, ja unmeßbar fernen Sternen, von denen manche unsern Planeten nicht zehn- oder hundertmal, nein, hunderttausend- und millionenmal enthalten könnten, dann wird unser Weltfahrzeug zur kleinen Nußschale, unsere Riesenkugel zum winzigen Punkt im unmeßbaren Raume, die zwei Milliarden Mitfahrer zur recht engen Reisegesellschaft. Ob da oben auf den glitzernden, funkelnden Himmelskörpern denkende Wesen gleich uns dahinsieglern durch das Weltall, das wissen wir nicht; sichere Tatsache dagegen ist es, daß wir Menschen auf verhältnismäßig kleinem Fahrzeug uns vereint sehen zur gemeinschaftlichen Reise durch den geheimnisvoll stummen

Weltenraum. Sollen wir uns da immer nur drängen und stoßen, schlagen und quälen? Wird es nicht besser sein, daß wir, zufrieden mit den uns einmal zugetheilten Plätzen, immer mehr miteinander Bekanntschaft machen, uns die Fahrt gegenseitig erleichtern und verschönern, daß wir enger zusammenrücken und unsere Ansichten austauschen über das Woher und Wohin und Wie des Weges, kurz, daß wir Menschen eine echte, rechte Weltreisegesellschaft zu bilden suchen?

* * *

Indes, Weltreisegesellschaft ist viel zu wenig!

Nacht war's; sternklare, schweigende Nacht im hehren Lande der Alpen. Lieblosend breitete sich des Mondes sanfter Schein über die kristallinen Gletscher, daß sie glitzerten und gleißten in milchichtem Schimmer. Da erglänzen in der Ferne kleine, lichte Punkte, kommen näher und näher; aus dem Dunkel der Schluchten, aus dem Schatten der Felswände tauchen Männer mit Fackeln auf, immer mehr und mehr; sie schließen einen Ring und wählen ein Haupt. Klar und bestimmt dringt jetzt eine Frage durch die feierliche Stille:

„Was ist's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des Sees unwirtlichem Gestade
Zusammenführte in der Geisterstunde?
Was soll der Inhalt sein des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel stiften?“

Einer löst sich aus dem Ring und tritt in die Mitte, hoch und breit, fest und stark wie die Berge seines Landes. Einem Patriarchen gleich verkündet er:

„Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
Ein uraltes Bündnis nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wisset, Eidgenossen,
Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir eines Stammes doch und Bluts,
Und eine Heimat ist's, aus der wir zogen.“

Und all die Mannen im Kreise bekräftigen die Worte mit dem freudigen Ausruf:

„Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!“

Erweitern wir die engen Grenzen des Rüttli; denken wir uns Stauffacher und seine Schweizer nicht als Vertreter eines kleinen Volkes, sondern als Vertreter der ganzen Menschheit: ihre Worte können ganz die gleichen bleiben.

Wir Menschen bilden nicht nur eine enge Reisegemeinschaft; wir sind auch eines Stammes, eines Blutes, wir haben alle die gleiche Natur.

Den beschränkten Standpunkt des Altertums, wo selbst hochgebildete Heiden die Sklaven als eine niedrigere Menschheitsklasse verachteten und Griechen und Barbaren wie zwei wesentlich verschiedene Arten unterschieden, haben wir längst überwunden. Später hat auch die Wissenschaft eingestehen müssen, daß die sog. Rassenmerkmale, wie Verschiedenheit der Hautfarbe, der Haare, der Schädelbildung usw., nur rein äußerliche, durchaus unwesentliche Unterscheidungen abgeben. Das törichte Gerede von einem Übermenschen, der durch rein natürliche Mittel herangezüchtet werden soll, hat wohl nie ein wirklich denkender Mensch geglaubt. Auch in dem lauten Geschrei von den deutschen Barbaren wird niemand mehr sehen als einen vorübergehenden Fall von Kriegspsychose, und ebensowenig wird jemand im Ernst einem andern einen wesentlich höheren Grad menschlicher Natur zubilligen, weil er in Frankreich oder England zur Welt gekommen. Es ist vielmehr eine feste, sichere Tatsache, daß in dem, was den Menschen zum Menschen macht, im Wesen, alle Menschen vollkommen gleich sind und auch immer gleich waren. Wie ein altherwürdiger Eichbaum, dessen gleichgeformte Blätter immer wieder absterben und immer wieder sich erneuern, so steht die Menschheit mit ihren stets wechselnden Geschlechtern vor uns, der Art nach eine Einheit, ein Ganzes.

Wenn aber die nämliche menschliche Natur in unwesentlichen Eigenschaften nicht nur in verschiedenen Erdteilen, sondern auch unter ganz gleichen Verhältnissen eine große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit aufweist, so daß kein Mensch genau dem andern gleicht, so ist das eine überaus weise Einrichtung, welche die Zusammengehörigkeit nur noch größer macht. Auf diese Weise wird das Einerlei, die Eintönigkeit vermieden. Durch Beimischung einer Verschiedenheit gewinnt das Gleichartige an Anziehungskraft, gerade so wie das Licht durch den Schatten hervorgehoben wird. Zugleich wird die Darstellung der menschlichen Natur eine viel vollkommenere, wenn sie nicht nur eine zahlenmäßig große ist, sondern in den unzähligen Einzelwesen immer neue Abstufungen zeigt, die aufeinander hingeeordnet sind und sich gegenseitig ergänzen. Wie ein und dasselbe Sonnenlicht sich in den zahllosen Wassertropfchen zum lieblichen Regenbogen bricht, dessen Band scheinbar eine bestimmte Zahl von Farbtönen, in Wirklichkeit aber unzählige Abschattungen enthält, so findet sich dieselbe Artvollkommenheit Mensch in all den zahllosen einzelnen Menschen, die je gelebt haben, jetzt

leben und noch leben werden, in einer Weise, daß man wohl auf den ersten Blick nach unwesentlichen Merkmalen bestimmte Gruppen unterscheiden kann, bei genauerem Zusehen aber überall neue Verschiedenheiten wahrnimmt, die sich alle wie Milliarden Farbentöne zusammensügen zu dem großen Gesamtbild der Menschheit, an dem Jahraufende malen. So wird die Zusammengehörigkeit, welche dem Menschengeschlechte eignet, eine besonders enge; wir Menschen bilden nicht eine bloß zahlenmäßige Einheit, sondern gewissermaßen ein organisches Ganze.

Was endlich unsere natürliche Zusammengehörigkeit ganz innig gestaltet, uns zu einer wirklichen großen Familie macht, das können wir mit Stauffacher ausdrücken mit den Worten:

„Und eine Heimat ist's, aus der wir zogen.“

Die uralte Kunde, daß die Menschen von einem einzigen Elternpaar aus sich allmählich über die Erde ausbreiteten, wird auch durch die kultur- und völkergeschichtlichen Forschungen der heutigen Wissenschaft immer mehr bestätigt. Selbst die Sprachforscher haben durch einen ihrer berufensten Vertreter festgestellt, daß alle Sprachen nicht nur auf einzelne gemeinsame Zweige, sondern auf eine einzige Ursprache zurückweisen.!

Freudig können wir uns also gleich den Eidgenossen die Hände reichen zur Erneuerung alter Bande und einstimmen in den Ruf:

„... wir sind eines Herzens, eines Bluts!
Wir sind ein Volk, und einig wollen wir handeln.“

* * *

Und einig wollen wir handeln! Jene gleiche Natur, welche alle Menschen teilen, ist eine vernünftige Natur, eine Natur, bei der das Handeln auf Grund vernünftiger Überlegung erfolgt oder wenigstens erfolgen soll. Darin liegt ein neuer Antrieb zum Zusammenschluß. In unserer Zeit, wo überall so viel von dem Nutzen der Organisation geredet wird und der Krieg in großartigster Weise die Probe aufs Exempel gemacht hat, braucht es wenig Nachdenken, um die ungeheuern Vorteile zu erkennen, welche sich für die Menschheit aus einem möglichst planmäßigen Zusammenarbeiten ergeben müßten.

Welch zartes Ding ist eine einzelne Schneeflocke! Fast nichts als ein erstarrter Hauch! Wenn du das zierliche Gebilde, das sich leicht wie Daun auf deine Hand gesetzt, auch nur angreifen willst, zergeht es dir unter den Fingern. Aber laß viele Millionen solcher schwacher Flöckchen sich

sammeln am überhangenden Fels, sich loslösen durch die zunehmende Schwere oder einen unbedeutenden Anstoß und, windschnell wachsend an Größe und Eile, als Lawine hinabdonnern ins Tal: was kann jetzt ihrer Riesenkraft widerstehen?

Was ist der einzelne Wassertropfen? Aber laß die Tröpfchen zusammenfließen zu Millionen und Milliarden und in unübersehbarer Folge dahertreiben: sie treiben riesige Werke und tragen die größten Lasten!

So ist der einzelne Mensch trotz aller Vollkommenheit seiner Natur für sich allein doch ein schwaches, armseliges Wesen. Wie winzig ist schon seine Gestalt im Verhältnis zur Erdoberfläche, die ihn trägt! Ein Stäubchen oder Lebewesen auf einem größeren Luftballon, das man mit bloßem Auge gar nicht mehr wahrnehmen könnte, wäre verhältnismäßig noch ein ungeheurer Riese gegen ihn. Und wie beschränkt ist er in seinen Fähigkeiten und deren Entfaltung! Keiner kann sich gleichmäßig in allem ausbilden, und selbst jene, welche es in der Entwicklung einer oder mehrerer Anlagen zu einer hohen Vollendung gebracht haben, müssen eingestehen, daß ihr Können immerhin noch sehr beschränkt ist. Eine weitere Grenze setzt der Tätigkeit des einzelnen Menschen die Zeit; wenige Jahre nur sind dem Sterblichen zum Schaffen vergönnt. Endlich kann der einzelne Mensch in Folge seiner Körperlichkeit immer nur an einem einzigen, bestimmten Orte tätig sein. Wenn dagegen die zwei Milliarden Menschen zusammenstehen wollen, dann steigern sie ihre Kräfte ins Riesenhafte. Wie ganz anders könnten sie die Erdoberfläche fruchtbar machen, die Bodenschätze verwerten und gegenseitig austauschen! Wie könnten die Vertreter von Handwerk, Technik, Kunst und Wissenschaft einander fördern und vereint Wunderbares schaffen! So manche segensreiche Unternehmungen und Forschungen sind ja dem einzelnen ganz unmöglich; sie verlangen, daß gleichzeitig von vielen an vielen Orten und lange Zeit gearbeitet wird. Mit vereinter Kraft könnte sich die Menschheit auch viel leichter und wirksamer ihrer Schmarotzer und Schädlinge, der teuflischen Jünger der Habsucht, Wollust und Ehrsucht, erwehren.

Damit aber die Gesamtkraft der Menschheit ausgelöst werde, müßte man auch Vergangenheit und Zukunft einbeziehen. Bereits bestehende und bewährte Einrichtungen müßten möglichst gepflegt und ausgebaut und der Schatz an bereits errungenen Kenntnissen und Erfahrungen, soweit er noch zugänglich ist, immer mehr planmäßig gehoben und ausgemünzt werden. Um aber die Zukunft auszunutzen, müßte die Jugend nach der best-

bewährten Methode erzogen, möglichst mit den bereits gesicherten Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet und vor allem angehalten werden, das Überlieferte zu ehren und weiter auszubauen, statt planlos voranzustürmen und überall von neuem beginnen zu wollen, als hätte es vor ihr noch keine denkenden Wesen gegeben.

Die unwesentliche Verschiedenheit in der Naturanlage der einzelnen Volksstämme würde auch hier sich nicht als Hemmung, sondern als Förderung erweisen. Wie dadurch das Gesamtbild der Menschheit wirksam belebt und vor Eintönigkeit bewahrt wird, so würden sich auch beim Zusammenarbeiten die verschiedenen Anlagen und Fähigkeiten in schönster Weise ergänzen. Der eine besitzt mehr Körperstärke, der andere mehr Geist; bei dem einen überwiegt die Einbildungskraft, die Beweglichkeit, bei dem andern der Verstand und die Tiefe, bei dem dritten die Willensstärke; dieser ist der geborne Herrscher oder Unternehmer, jener kann nur nach erhaltener Weisung arbeiten. So ist es bei einzelnen und bei ganzen Völkerschaften. Mangelt es an Verständnis, so können solche Verschiedenheiten Anlaß zu Zwist und Streit geben. Gelingt es dagegen, die verschiedenartigen Kräfte zu planmäßiger Arbeit zu vereinigen, es dahin zu bringen, daß jeder an dem ihm zukommenden Platz sein Bestes hergibt, so kann Gewaltiges entstehen.

Doch die Größe der Leistung bei planmäßiger Zusammenarbeit der Menschen wäre nicht einmal der einzige und größte Vorteil. Viel höher wäre der sittliche Nutzen anzuschlagen, der sich für den einzelnen und die Gesamtheit daraus ergeben müßte.

„Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“

Diese Worte des Dichterphilosophen gelten auch hier. Was die Nahrung für den Körper, das ist der Gegenstand unseres Denkens und Strebens für den Geist. Darum ist es nicht gleichgültig, worauf unser Sinn steht. Wer nie über den engen Kreis seines eigenen Ich hinausdenkt und hinausstrebt, der wird immer mehr einschrumpfen und vertrocknen. Und wer nur Kleinliches im Auge hat, wird selbst immer kleinlicher. Wer dagegen sein Ziel weiter und höher setzt, dem weitet sich auch Herz und Sinn; das Kleine und Kleinliche fällt ab, der ganze Mensch wird gehoben und veredelt. Wie vorteilhaft muß es also auf den einzelnen einwirken, wenn er sich sagen kann, daß er zu einem gewaltigen Ganzen gehört, daß

er mit vielen Millionen zusammenarbeitet, daß er mitschafft an dem großen Werk der Menschheit! Goethe ruft aus:

„Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister,
Tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.“

Gewiß, es liegt etwas Heiliges und Heiligendes in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, und wir können uns ihm nicht hingeben, ohne zu erhabenem, sittlichem Tun befähigt zu werden. Ein mächtiger Herrscher unserer Zeit hat in seiner einfachen, offenen Art erklärt, er habe bei den häufigen Anfeindungen und Kränkungen, die er erleiden mußte, sich gedacht: „Alle sind Menschen wie du, und obgleich sie dir wehe tun, sie sind Träger einer Seele, aus den lichten Höhen von oben stammend, zu denen wir alle einst wieder zurückkehren wollen, und durch ihre Seelen haben sie ein Stück ihres Schöpfers in sich.“

Darum erscheinen uns auch jene Männer, die im Dienste der Gesamtheit gearbeitet haben, die wahren Menschenfreunde, von vornherein verehrungswürdig, selbst wenn es sich nur um eine einzelne That der Menschenliebe handelt: Hoch klingt das Lied vom braven Mann! Mag dagegen ein Erfolg noch so groß sein: wenn er von Eigennutz eingegeben ist, so findet er höchstens kalte Bewunderung.

*

*

*

Der kühl berechnende Verstand verlangt Zusammenschluß, Zusammenarbeit der Erdenkinder. Noch viel lauter erklingt die Stimme des warm fühlenden Herzens.

Auf blutiger, von Freund und Feind bedeckter Walfstatt liegt ein todwunder junger Engländer. Bewußtlos, von unsäglichem Schmerzen gepeinigt, klagt und stöhnt er laut. Ein deutscher Krieger, der in der Nähe niedergesunken ist, hört es und schleppt sich mühsam hin zu seinem Todfeinde. Was wird er beginnen? Will er auch mit dem Sterbenden noch kämpfen? O nein! Mittheilung beugt er sich über den von Fieberglut Durchschauerten und sucht ihm einige Tropfen Wasser aus seiner Flasche einzulösen. Dann streicht er mit seiner rauen Soldatenhand tröstend und lieblosend über die erbleichenden Wangen, so lind und zart, daß der Sterbende Held eine weiche Frauenhand zu fühlen wähnt und lächelnd mit dem süßen Mutternamen auf den erblaffenden Rippen seine Seele aushaucht.

So ist das Menschenherz, das ist seine Stimme, die Stimme der reinen Menschlichkeit, die auch durch das Geklirr der Maschinengewehre, durch

das Zischen der giftigen Gase, durch das Heulen und Brüllen der Geschütze immer wieder siegreich und triumphierend hindurchdrang.

Die Natur hat dem Menschen die aufrechte, dem andern voll zugewandte äußere Gestalt und die Sprache gegeben, als wollte sie ihm sagen: Verkehre mit den Nebenmenschen! Vor allem aber hat sie in sein Herz einen Trieb gesenkt, der sich still und unwiderstehlich, wie eben eine Naturkraft, hundert- und tausendfach auswirkt: den Gesellschaftstrieb. Der Mensch ist von Natur aus ein Gesellschaftswesen. Wie beim Kristall eine geheimnisvolle, ruhig schaffende Kraft die Atome nach bestimmten Gesetzen zusammenfügt und aufbaut zum einheitlichen, regelrechten Gebilde, so drängt der Gesellschaftstrieb den Menschen zum Menschen, vereinigt zur Familie, zur Gemeinde, zum Staate und zu immer weiteren Verbänden. Und so tief ist er in der menschlichen Natur gegründet, daß schon der alte Aristoteles erklärte: Wer kein Bedürfnis nach Gemeinschaft mit andern in sich trage, sei entweder ein Tier oder Gott, auf keinen Fall ein Mensch.

Alle die mannigfachen Äußerungen des Gesellschaftstriebes kann man vielleicht passend in zwei Gruppen ordnen, insofern die einen mehr auf einer gewissen Abhängigkeit oder Bedürftigkeit beruhen, den Menschen veranlassen, vom Nächsten etwas zu heischen, während die andern einem Überfluß entspringen und zum Mittheilen anregen.

Wie vielfach ist jeder Mensch von der Wiege bis zum Grabe von seinen Nebenmenschen abhängig, wie oft bedarf er ihres Dienstes! Wie muß das Kind gepflegt und betreut werden! Wie viele Kräfte müssen sich für die Erziehung und Ausbildung der heranwachsenden Jugend betätigen! Und auch der Erwachsene kann sich niemals selbst alles verschaffen, sich selbst genügen. Er ist vielmehr auf Schritt und Tritt von der Mitwelt abhängig. Man erwäge nur einmal, wie viele fremde Dienstleistungen ein jeder, ob arm oder reich, allein für seine leiblichen Bedürfnisse benötigt. Aber auch die Seele sucht Anlehnung, Theilnahme, Anerkennung, Belehrung, Aufklärung, Rat. Durch seine Lebensstellung wird jeder in einen größeren oder kleineren Betrieb hineinversetzt, mit Abhängigkeit nach allen Seiten. Außerdem bedarf er und empfängt er beständig die mannigfachsten Einflüsse von seiner weiteren und weitesten Umgebung, gerade so wie auch er nicht nur durch Worte und Handlungen, sondern selbst durch Gedanken und Empfindungen in kaum merklicher, aber doch wirklicher Weise auf die Gesamt Menschheit einwirkt.

Ganz besonders jedoch offenbart sich der Gesellschaftstrieb bei den Äußerungen der zweiten Gruppe, die in einem Mittheilen bestehen.

Der Mensch verlangt danach, mit andern zusammen zu sein. Allein — welch trostloses Wort! Selbst der Sträfling empfindet das Alleinsein als eine harte Verschärfung seiner Haft. Und welcher Trost ist es für das Gemüt, seinen Schmerz an einer vertrauten Brust auszuweinen: geteilter Schmerz ist halber Schmerz; welche Seligkeit, eine Freude mit würdigen Genossen zu genießen: geteilte Freude ist doppelte Freude! Der Geist liebt es, sein Wissen, seine Erfahrung andern mitzutheilen; und wie fühlt er sich angeregt, wie wird seine Tätigkeit verdoppelt und verdreifacht, wenn es ihm vergönnt ist, mit Gleichgebildeten, mit solchen, die ihn verstehen können und wollen, zu verkehren oder zusammenzuarbeiten!

Am reinsten zeigt sich der gesellige, mittheilende Trieb des Menschen im Willen, und zwar in dessen vornehmster Tätigkeit, in der Liebe. Ja, die goldene Liebe ist das elektrische Fluidum, das Blut, welches den ganzen Menschheitskörper durchdringen und beleben soll, indem es die vielen Einzelwesen mit unzähligen unsichtbaren Banden umschlingt und in engeren und weiteren Kreisen zu einem schöngegliederten Ganzen vereint.

Die Liebe verbindet Mann und Weib, Eltern und Kinder in süßer Gemeinschaft zur heiligen Urzelle der Gesellschaft, zur Familie. Sie flicht das traute Band der Freundschaft, der Kameradschaft um gleichgesinnte, gleichgeartete Gefährten. Sie umfaßt als „mächtiger Trieb des Vaterlandes“ den weiten Kreis von Stammesgenossen und Vandsleuten, erfüllt ihre Herzen mit feuriger Begeisterung und läßt sie gleich einem Mann fest und unerschütterlich zusammenstehen in Not und Tod.

Den weitesten Ring endlich schließt die Nächstenliebe als Menschenliebe. Es ist das die Liebe, welche uns jedem verbindet, welcher Menschenantlitz trägt; die Liebe, welche den edlen Menschen in wehem Mitleiden sich neigen läßt zu jeglicher Gestalt fremden Elends; das zarte erhabene Gefühl, welches uns manchmal bei schweren Beleidigungen und Unbilden mehr Schmerz empfinden läßt über die Armseligkeit des Beleidigers als über die uns zugefügte Schmach. Diese Liebe ließ den feinsühligen Brentano noch auf dem Sterbebette aufseufzen: „Ach, ich fühle so zerreißen tief, alles Böse unseres Lebens haben wir auch unsern Nebenmenschen getan!“ Wie ein Engel des Himmels zog sie in unsern Tagen hinter den fürchterlichen Kriegsheeren her, um unter dem Grollen und Donnern der Kanonen mit

zarter Hand die Wunden des Leibes und der Seele zu verbinden und zu heilen, die Not von Witwen und Waisen zu lindern.

O du wunderbarer Trieb des Menschenherzens, wann wirst du voll erblühen in jeder Brust, um sie alle, alle: die einzelnen, die engeren, weiten und weitesten Verbände, ja alle Völker zu einem einzigen Menschheitsganzen zusammenzufügen mit einem äußersten, durch und durch goldenen Reifen?

* * *

Wird es je geschehen? Oder wird ein Menschenbund immer nur ein schöner Traum bleiben? Wenn wirklich wir Fahrtgesellen auf der Erdenkugel durch die gleiche Natur, durch die Stimme der Vernunft und den Trieb des Herzens zur immer größeren Vereinigung, zur Bildung eines Menschheitsganzen gedrängt werden: wie kommt es, daß Jahrtausende und Jahrtausende vergehen konnten, ohne daß ein Versuch zu einem solchen Zusammenschluß gemacht worden wäre, ohne daß den Menschen das „Wir-Bewußtsein“ aufgestieg wäre?

Ist wirklich nichts geschehen? Hat sich wirklich jenes Bewußtsein nicht geregelt? Wir kommen ins nüchterne Reich der Tatsachen!

Der Stundenzeiger einer Uhr scheint stillezustehen; und doch vollendet er in zwölf Stunden einen ganzen Kreislauf. So geht die natürliche Entwicklung in majestätischer Ruhe, fast unmerklich, und doch sicher und stetig ihren Weg. Hundert Jahre sind da oft wie ein Augenblick. Erst wenn wir Jahrtausende zurückschauen, zeigt sich deutlich die schrittweise Entfaltung.

Es sind nun tatsächlich in der Einigung des Menschengeschlechtes Versuche gemacht worden und das „Wir-Bewußtsein“ hat sich immer deutlicher und stärker entwickelt.

Zunächst hören wir von einem Versuche, die Einheit, welche die Menschenfamilie naturgemäß ursprünglich besaß, auch bei der allmählichen Vermehrung und Ausbreitung zu bewahren. Als die Menschen, so berichtet eine altehrwürdige Urkunde, die Genesis, kurze Zeit nach der großen Flut von den Bergen Armeniens in die babylonische Ebene hinabstiegen, war „auf Erden nur eine Sprache und einerlei Rede“ (1 Mos. 11, 1). „Und sie sprachen: Kommet, laßt uns eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis an den Himmel reicht; und laßt uns unsern Namen berühmt machen, ehe wir uns in alle Lande zerstreuen“ (1 Mos. 11, 4). Emsig

begannen sie zu bauen mit gebrannten Ziegelsteinen und Mörtel aus Erde; höher und höher wuchs der Turm; aber vollendet wurde er nicht. Auch im Himmel, gegen den der titanenhafte Bau als trotzige Herausforderung emporstieg, ertönte eine Stimme, und diese sprach: „Siehe, sie sind ein Volk und haben alle dieselbe Sprache; und sie haben angefangen, dies zu tun, und werden von dem, was sie sich vorgenommen haben, nicht ablassen, bis sie es im Werke vollbringen. Wohlan also, lasset uns hinabsteigen und daselbst ihre Sprache verwirren, daß keiner mehr die Sprache seines Nächsten verstehe“ (1 Mos. 11, 6—7). Und das Ergebnis war: „So zerstreute sie der Herr von dort in alle Länder, und sie standen davon ab, die Stadt zu bauen. Darum ward ihr Name Babel genannt, weil daselbst die Sprache der ganzen Menschheit verwirrt ward; und von da zerstreute sie der Herr über alle Lande“ (1 Mos. 11, 8—9).

Damit ist eine neue Größe in den Kreis unserer Erwägungen getreten, mit der wir auch nach den Gesetzen der bloßen Vernunft rechnen müssen: Gott, der Herr!

Nicht aus eigenem, freiem Entschluß haben wir auf dem Weltfahrzeug Platz genommen; die gleiche Natur, die wir alle teilen und die uns zu Brüdern macht, wir haben sie uns nicht selbst gegeben, und der Begriff „Bruder“ ruft naturgemäß nach dem entsprechenden Begriff „Vater“.

Diese erste Ursache, Herr und Vater im vollsten Sinne des Wortes, greift also hier ein in die Geschichte der Söhne Adams, zerstreut sie über alle Lande durch das einfache Mittel der Sprachenverwirrung. Nach der Darstellung der Genesis müssen wir zunächst an eine Strafe denken für himmelfürmenden Stolz, welchen sie bei ihrem an und für sich guten oder wenigstens sittlich gleichgültigen Unternehmen bekundeten. Zugleich aber wird der Herr dabei seine besondern Absichten gehabt haben. Der Begründer des Menschengeschlechtes, dem als erster Ursache nicht nur unendliche Macht, sondern auch unendliche Weisheit eignet, mußte ja bei der Schaffung der Menschennatur einen bestimmten Zweck im Auge haben, einen genauen Plan, nach welchem all die vielen Millionen Einzelmenschen im Laufe der Jahrtausende die Gesamtvollkommenheit der Menschenart erschöpfen sollten. Selbstverständlich muß der oberste Werkmeister auch für die Ausführung dieses Planes, wenn nötig durch unmittelbares Eingreifen, sorgen.

Tatsache ist jedenfalls, daß die Menschen sich über die ganze Erde zerstreuten, sich so gründlich trennten, daß die einzelnen Stämme einander

vollständig fremd wurden, manche erst nach Jahrtausenden wieder entdeckt wurden, ja immer noch entdeckt werden. Und auch bei den einzelnen Stämmen war die Zersplitterung so groß, daß Städte, ja selbst Dörfer völlig für sich bestehende, abgeschlossene Gemeinwesen bildeten mit eigenen Trachten, Sitten und Gewohnheiten.

Allmählich aber näherte man sich wieder. Immer mehr Schlagbäume und Grenzsteine fielen, immer größere Staatengebilde entstanden. Die Dampfkraft, welche Menschen und Waren leicht und schnell über weite Meere, über und durch hohe Berge und tiefe Täler dahinführt, brachte die Völker einander immer näher. Und schon surrte in den Lüften der Riesenvogel, welcher die räumliche Entfernung ganz aufhebt. Immer mehr glich man sich an in Kleidung, Wohnung, Nahrung und Sitten. Immer mehr begann man dasselbe Leben zu führen, teilzunehmen an allem, was auf dem ganzen Erdenrund sich zutrug. Die Menschheit wurde allmählich ein riesenhaftes Ganze, dessen Gehör- und Sprechorgane unzählige Fernsprechstellen, dessen Zunge die Weltpresse, dessen Gedächtnis der Bücherschatz der Bibliotheken bilden. Die Tätigkeit wurde international, wurde Weltarbeit, nicht nur in Industrie und Handel, sondern auch in Kunst und Wissenschaft. Immer eifriger betrieb man Weltliteratur, Weltgeschichte, Weltpolitik. Bezirksverbände und Landesverbände einzelner Stände wuchsen zu Weltverbänden, die Leichtigkeit des Verkehrs führte zu Weltausstellungen und Weltkongressen.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wurde immer lebendiger, das Verlangen nach Zusammenschluß immer stärker. Man sprach schon nicht mehr von den „Unierten Staaten von Europa“, sondern von einem „Weltparlament“. Nach London wurde ein Kongreß aller Völker berufen, um „unter ihnen ein volleres Verständnis, die freundlichsten Gefühle und herzliche gemeinsame Arbeit zu fördern“. Es entstand ein „Bund für Menschheitsinteressen und Organisierung menschlichen Fortschritts“ mit regelmäßigen Veröffentlichungen. Man plante die Schaffung eines großartigen „Weltzentrums“, das die hervorragendsten Leistungen der Menschen auf allen Gebieten an einem Orte vereinigen sollte. Immer mehr internationale Anstalten und Amtsstellen wurden geschaffen. Einer der fünf Nobelpreise wurde für die beste Leistung auf den Gebieten der Verbrüderung der Völker und des allgemeinen Friedens bestimmt. In Brüssel bildete sich im Anschluß an einen Weltkongreß eine Union des Associations Internationales, welche die Tatsachen des internationalen Lebens studieren und eine

Weltorganisation anbahnen sollte. Im Haag erstand der mächtige Friedenspalast als Sitz eines internationalen ständigen Schiedsgerichtshofes. . . .

Da brach der entsetzliche Krieg aus; die Menschheit erlebte ein zweites Babel. . . .

In ungeahnter, kaum glaublicher Weise wurden die Sprachen verwirrt, die Empfindungen vergiftet. Dieselben Bausteine, mit denen man eben noch so stolz am ragenden Turme der Weltkultur gebaut, schleuderten nun die Bauleute haßerfüllt gegeneinander; die großartigen Errungenschaften des Verkehrs, der Organisation, der Wissenschaft und der Technik wurden in den Dienst des Krieges gestellt. In Strömen floß das Blut, Menschenblut, Bruderblut. Milliarden wurden ausgegeben zur Vernichtung von Menschen und Waren.

Ein zweites Babel! So müßten wir also annehmen, daß Gott, der Herr, die sich vorbereitende Vereinigung habe verhindern wollen, daß er die Menschheit abermals trennen, zerstreuen wollte?

Es liegt nahe, anzunehmen, daß Gott auch diesen Weltkrieg zunächst als Strafe zuließ: als Strafe für den Stolz, mit welchem die Menschen die Vorbereitungen für einen Weltbund trafen; als Strafe für den Frevelmut, mit welchem sie dabei von ihrem Herrn und Schöpfer vollständig absahen, ja ihn und seinen Stellvertreter geradezu ausschlossen; als Strafe für die Torheit, mit welcher sie gleich jenen Turmbauern von Babel durch bloß äußere Mittel den Zusammenschluß der Menschheit erreichen wollten. Im übrigen unterscheidet sich dieses zweite Babel ganz bedeutend von dem ersten.

Der Krieg hat zwar zu einer augenblicklichen Spaltung und Verwirrung geführt. Aber er dürfte die Menschen nicht in die frühere Zersplitterung zurückstoßen; es weist im Gegenteil alles darauf hin, daß gerade durch den Krieg der Zusammenschluß, die Entwicklung zur Einheit einen mächtigen Antrieb erfahren hat.

Klar und deutlich zeigte der Krieg die Macht der Organisation, der wohlgeordneten gemeinsamen Arbeit. Erstaunliches, Wunderbares wurde so vollbracht von den Heeresmassen im Felde und von den Volksgenossen in der Heimat. In neuer Kraft und Macht erwachte dann der Gesellschaftstrieb, die Liebe zur Familie, zu den Kameraden, zur Heimat, zum Vaterland, ja zur ganzen Menschheit. Vieltausendfache Gelegenheit bot sich zur Übung all dieser Arten von Liebe, und sie wurde reichlich benutzt. Der Krieg brachte ferner nicht nur die Angehörigen eines Landes, sondern

ganze Völker und Staaten einander näher. Ja seine unerhörten Schrecken bewirkten, daß nun nicht mehr von einzelnen als Träumer verspotteten Privatpersonen, sondern von mächtigen Staatsoberhäuptern das Verlangen nach einem Völkerbund, nach einem internationalen Schiedsgericht öffentlich ausgesprochen wurde.

Endlich hat der Krieg, der so viel Unrechtes und Falsches entlarbte, auch unter all den Verbänden und Richtungen, welche die Verbrüderung, den Zusammenschluß der Menschen anstrebten, strenge Musterung gehalten. Eine Reihe internationaler Verbände lösten sich auf, andere mußten ihre Tätigkeit beschränken oder unterbrechen.

Die rote Internationale, der Sozialismus, der so oft die Verbrüderung der Arbeiter aller Völker mit tönenden Reden und lärmenden Festlichkeiten begangen und für den Fall eines Krieges mit Aufruhr gedroht hatte, spaltete sich fast überall in zwei Richtungen. Eine Gruppe hielt starr an dem vaterlandslosen Programm fest. Bei den andern dagegen siegte die Vernunft über den Fanatismus, die geordnete Liebe zu den eigenen Stammesgenossen über den ungeordneten Haß gegen die besitzenden Klassen, so daß sie ihrer Pflicht gegen das bedrängte Vaterland nachkamen, sich damit aber eigentlich außerhalb der Partei stellten. Mehrere Versuche, die Vertreter der sozialistischen Arbeiterschaft auf einem Kongreß zu vereinigen und den Frieden zu erzwingen, mißlangen.

Die grünseidenen Banner der Freimaurerei, die sonst immer überfloß von Brüderlichkeit und Humanität, rollten sich gleichfalls zusammen. Auch hier vollzog sich alsbald eine Spaltung, indem die deutschen Brüder, weil sie ihr Vaterland nicht zu verraten gedachten, in Acht und Bann getan wurden. Während von der Arbeiterpartei wenigstens einige, von manchen sicher aufrichtig gemeinte Versuche zur Herbeiführung des Friedens gemacht wurden, hörte man nichts davon, daß die Freimaurer in größerem Maße die reichlich gebotene Gelegenheit zur Betätigung ihrer oft gerühmten Menschenliebe und Brüderlichkeit benützt hätten.

Nur ein Zeichen wurde gleich zu Beginn der blutigen Wirren hoch emporgehoben und erglänzte allzeit mild und hehr, stärkend, tröstend und versöhnend über dem wilden Kampfgewoge, über dem bunten Gewimmel der Fahnen und Fähnlein, von Freund und Feind mit Ehrfurcht gegrüßt: das Zeichen der Erlösung, das Kreuzeszeichen.

Das Haupt jener althehrwürdigen, weltweiten Körperschaft, welcher das heilige Kreuz durch die Stürme vieler Jahrhunderte als siegreiches Zeichen

vorangeleuchtet, erhob sofort bei Kriegsausbruch seine Vaterstimme, und in klarer Voraussicht des drohenden Unheils ermahnte er die Katholiken der ganzen Welt, Herz und Hand zu Gott emporzuheben, auf daß er in seiner Barmherzigkeit „die unheilvolle Kriegsfaßel recht bald auslösche und in Gnaden den Staatshäuptern ‚Gedanken des Friedens und nicht des Unheils zu denken‘ gebe“. Und als das Vaterherz Pius' X. unter diesem letzten großen Kummer gebrochen war, da nahm sein Nachfolger Benedikt XV. die Fahne aus der todeskalten Hand und hob sie von neuem hoch empor. „Wie ein Vater zwischen seine in Streit geratenen Söhne“, warf er sich mitten zwischen die kriegsführenden Völker, wies Untertanen und Oberhäupter hin auf das Zeichen der Erlösung und beschwor sie immer wieder in flammenden, ernstesten Worten, beim heiligen Namen des himmlischen Vaters und bei dem kostbaren Blute des Weltheilandes, Gedanken des Friedens zu denken, dem Wahnsinn der Zerstörung und dem brudermörderischen Streite ein Ende zu machen. Er selbst arbeitete zur Anbahnung eines dauerhaften Friedens sorgfältig abgewogene Vorschläge aus, die bei einem Teile der Mächte eine überaus ehrenvolle und entgegenkommende Aufnahme fanden und für alle Zeiten ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Kirche bilden werden. Doch bei diesen Worten, die an und für sich ebenso viele Taten waren, ließ es der edle Oberhirte der Christenheit nicht bewenden. Durch seine rastlose Fürsorge entstand ein Liebeswerk nach dem andern zur Vinderung der Kriegsnot im Kleinen wie im Großen. Wie viele Witwen und Waisen, Kranke und Gefangene verdanken ihm Hilfe und Rettung! Freund wie Feind müssen ihm das Zeugnis geben, daß er das zu Beginn seiner Regierung dem Welterlöser feierlich gemachte Versprechen, seine ganze Kraft der Versöhnung der kämpfenden Völker zu weihen, treu und gewissenhaft erfüllte.

Dem Beispiele des Hirten folgte die Herde. Von Kriegsbeginn an eilte das christliche Volk in Scharen in die Gotteshäuser und flehte nicht nur um Schutz und Hilfe für die teuren Angehörigen und das bedrängte Vaterland, sondern auch um Abkürzung der schrecklichen Heimsuchung, um baldigen Frieden. In den Kriegsandachten stieg das vom Heiligen Vater selbst verfaßte rührende Friedensgebet immer wieder in heißem Flehen zu Gott empor. „Nach', daß die Menschen in Liebe sich wieder zusammenfinden; gedenke, daß du sie um den Preis deines Blutes zu Brüdern gemacht . . ., gib der stürmisch bewegten Welt wieder Ruhe und Frieden“, so beteten täglich viele Hunderttausende. Die Priester aber

waren eifrig bemüht, nach dem Beispiele ihres Oberhirten zu trösten, zu stärken und zu helfen, wo und wie sie nur konnten. Viele von ihnen zogen, das Zeichen des Kreuzes auf der Brust, mit den tapfern Kriegern hinaus in die Entbehrungen und Leiden, in Not und Tod. In Lazaretten und Seuchenbaracken begannen Tausende von Ordensfrauen und Ordensmännern im Dienste heldenmütiger Nächstenliebe ein stilles, aber schweres Opferleben.

Den Krieger selbst begleitete das Zeichen seines Glaubens vom trauten Vaterhaus, wo die zitternde Hand des Vaters oder der Mutter es auf seiner Stirne geformt, bis hinaus zu den kalten Schlammgräben und finstern Erdböchern, bis hinein in die Hölle des Kampfes; es war der einzige Hort im hundertfachen Todesgrauen, strahlte linden Trost in die schmerzzerzerrissene Seele des Verwundeten, fing den erlöschenden Blick des Sterbenden auf und bezeichnete meist als einziger, aber kostbarer Schmuck das Heldengrab, in dem nicht selten Freund und Feind Seite an Seite der Auferstehung entgegenschlummern.

In den erhabenen Höhen, wo dieses heilige Zeichen ragt, muß Klassenhaß, Sektierergeist und Nationalitätenhader schweigen, jegliche Feindschaft verstummen. Wie dereinst vor sechshundert Jahren zu Zeiten Konstantins erstrahlt auch heute hell und leuchtend das Kreuzeszeichen auf blutigrotem Hintergrund, die Stelleweisend, wo sich alle Menschen sammeln und finden können zu einer höheren, heiligen Einheit.

* * *

Zu einer heiligen Einheit!

Die natürliche Einheit des Menschengeschlechtes, die auf der gleichen, von einem gemeinsamen Stammvater ererbten Menschennatur beruht und von Verstand und Herz gleich eindringlich gefordert wird, ist zugleich eine Grundlage des christlichen Glaubens: ohne sie könnte die Lehre von der Erbsünde und von der allgemeinen Erlösung nicht bestehen. Lange, lange, ehe es einen Sozialisten oder Freimaurer gab, hat die katholische Kirche das Gesetz der Gleichheit und Brüderlichkeit verkündigt, und zwar nicht nur einseitig für die arbeitenden Klassen oder einige Geheimbündler, sondern für alle Menschen, für „Griechen und Juden“, für „Sklaven und Freie“. Alle Menschen hat sie von Anfang an umfaßt und konnte sie ohne Schwierigkeit umfassen, weil sie die Menschen eint in Dingen, die alle Verschiedenheiten in äußeren Gütern, in Stand, Bildung, Nationalität weit überragen.

Indes, mit einer Vereinigung auf Grund der natürlichen Einheit begnügt sich die Kirche nicht. Ihr Wesen ist ja Übernatur, nicht als ob sie die Natur zerstörte, sondern insofern sie dieselbe veredelt und durch eine Art Neuschöpfung hoch über sich selbst erhebt. So ist auch die Einheit, zu welcher sie alle Menschen sammelt, eine übernatürliche, eine heilige, unendlich erhabener und inniger als die bloß natürliche.

Jesus Christus, der Gründer der Kirche, nahm nicht nur die Sünde, den Grund der Zwietracht und Zersplitterung im Menschen und unter den Menschen durch seinen Kreuzestod hinweg; er verdiente den Menschen zugleich die Gnade, durch welche alle, die sich ihm anschließen, so innig mit ihm vereinigt werden wie die Rebe mit dem Weinstock, durch welche sie zur Teilnahme an seiner göttlichen Natur emporgehoben werden, so daß er für seine Anhänger ein zweiter Adam wird, Stammvater einer veredelten, heiligen Menschenfamilie, einer Gemeinschaft der Heiligen. Er ist das Haupt eines geheimnisvollen Körpers, der, wie der hl. Paulus so oft und schön ausführt, aus den Christen aller Zeiten gebildet wird. Die Glieder dieses Leibes sind genährt mit derselben himmlischen Speise, mit dem wahren Fleische Christi; in ihren Adern fließt dasselbe hochheilige Blut, das kostbare Blut des Welterlösers, das er ihnen zum Tranke gibt. Mit Christus so aufs innigste vereint, sollen sie nach Maßgabe der ihnen verliehenen Gnade immer mehr sich vervollkommen, und so soll im Laufe der Zeit der geheimnisvolle Leib heranwachsen bis zu der ihm von Gott bestimmten Vollendung (vgl. Eph. 4, 1—7 11—16).

Jesus Christus, der Gottmensch, der Mittelpunkt der Weltgeschichte, „das A und O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende“, als ein Haupt, dem unendliche, göttliche Vollkommenheit eignet; die Millionen Menschen, welche sich ihm anschließen, unter einander gleich in Natur und Übernatur und doch wieder millionenfach abgestuft nach Art und Grad ihrer Vollkommenheiten, alle aber wie die unzähligen Klänge eines gewaltigen Tonwerkes vereinigt zu einem harmonischen Ganzen, zu einem organischen, von demselben Blute durchströmten und demselben Geiste belebten Leibe: welche erhabene, heilige Einheit, welch wunderbares Bild voll unendlicher Schönheit! Das ist die von Gott gewollte übernatürliche Einheit der Menschheit.

O ihr alle, die ihr das Glück habt, dem geheimnisvollen Leibe anzugehören, die ihr wohl wisset, wie sehr eurem Haupte die Einheit am Herzen liegt, wie eindringlich er sein Gebot der Liebe eingeschärft und als Kenn-

zeichen seiner Jüngerschaft hingestellt hat: laßt euch immer lebendiger durchdringen von dem Gefühle heiliger Zusammengehörigkeit, entzündet die Fackel heiliger Liebe an dem liebeblammenden Herzen des Gottmenschen und laßt sie von dem sichern Felsberge der Kirche weit hinausleuchten ins finstere Zeitenmeer als Leuchtfeuer für irrende Mitmenschen!

Ihr aber, die ihr dieser hehren, heiligen Einheit fernsteht, sie vielleicht nicht einmal verstehen könnt: was hindert euch, wenigstens auf dem Boden der natürlichen Einheit euch mit allen, auch mit den Katholiken zusammenzufinden? Sprechet nicht nur von Humanität, Menschenliebe, Brüderlichkeit, sondern übet sie auch, nicht nur in einem beschränkten Kreise, sondern gegen alle, alle!

Ja, stehen wir alle zusammen auf dem Boden der gleichen Menschenwürde und bilden wir flüssigweigend einen großen Bund, dessen Name Menschheit, dessen Glieder Mitmenschen, dessen Abzeichen Menschenantlitz! Liebe sei der Beitrag und Liebe, was jeder empfängt!

Auf denn, Brüder, schließen wir die Reihen und setzen wir rüstig unsere Fahrt fort, nicht mit geballten Fäusten, sondern mit verschlungenen Händen: Wir Erdenfahrer — Wir Menschen!

Balthasar Wilhelm S. J.